

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1917. * Nr. 47

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Zeiger von der Uhr rückte unbarmherzig vor; Gerhard, der auf dem Bahnsteig stehen geblieben war, sprang erst im allerletzten Augenblick in den Wagen. — Achim war nicht gekommen!

Ob Ellen es auf den Grund ihrer Seele doch noch gehofft hatte? Sie glaubte es nicht und fühlte doch, wie eine wehe Enttäuschung von ihr Besitz nahm, als der Zug aus der Halle fuhr. Nun erst war alles verloren! . . .

Erstöpft schloß sie die Augen und — war es, weil endlich jegliche Spannung nachgelassen hatte, oder machte es das ein-
samen Rollen der Räder — sie schlief ein. Ihre Angehörigen

wagten nicht, sich zu rühren. Jeder von ihnen empfand, daß er diesen Schlaf ehren mußte.

Schweigend fuhren sie in den schönen Sommermorgen hinein, nur bemüht, jedes Geräusch von Ellen fern zu halten.

Frau Randows mittel-
alte Natur mochte dieses aufgezwungene Insichver-
schließen ihrer Gedanken am schwersten fallen. Ihr Mann sah sie zuwei-
len fast mit ei-
nem aus Bos-
heit und Mit-
leid gemisch-
ten Blick an.
Es bereitete
ihm tatsächlich
etwas wie eine
leise Ge-
staltung, daß sie ein-
weilen ihrem Herzen nicht Lust machen
konnte. Er gab ihr unbedingt alle Schuld, daß sein armes Kind,
seine Ellen, diese neue Prüfung durchmachen mußte, und es
sah ihm, als wenn seine Frau einen Teil ihrer Sünden
abtätete. Viel anders war es auch in der Tat nicht.
Nachdem die erste Empörung sich in ihr gelegt hatte,

hätte Frau Randow tausend Fragen stellen mögen, bis ihr unab-
lässig arbeitender Geist bei dem Punkte anlangte: Was nun?
Sie machte Pläne und verwarf sie wieder und rückte in ihrer
Aufregung so unruhig auf ihrem Sitz hin und her, daß die
Herren sie verschiedentlich zur Ruhe mahnen mußten.

Endlich nach Stunden — schlug Ellen die müden, verweinten
Augen auf. So schlecht war es Frau Randow nicht oft in ihrem
äußerlich glänzenden Leben gegangen, als in der Stunde, die
Ellens Erwachen folgte. Auch Vater und Sohn hatten fieberhaft
darauf gebrannt, Näheres von Ellen zu erfahren. Dennoch litten
sie nicht, daß die Mutter das arme Kind mit Fragen überschüttete.
„Laß Ellen erzählen — nur das Nötigste, Liebling“, sagte ihr
Vater und streichelte ihr die Hand.

Das blasse Mädchen nickte stumm. Das Sprechen wurde ihr
unsagbar schwer, doch sah sie ein, daß ihre Eltern ein Anrecht

hatten, die Einzelheiten zu erfahren.

„Achim ließ dich herunter bitten“, half Frau Randow.

Aber schon streckten sich ihr abwehrend vier Männerhände entgegen. Sie zog beleidigt die Brauen hoch und hob die Schultern.

„Er erwartete mich im Gesellschaftszimmer. Vorher traf ich — Heubach“, berichtete Ellen trocken. „Er kam ja wohl von ihm.“

„Ach!“
„Das sagt alles!“

„Solch eine Unverfrorenheit!“

Alle drei Zuhörer schrien durcheinander.

„Und was sagte dein — dein —“

„Er warf mir vor, daß wir es ihm hätten sagen müssen“, antwortete die müde Stimme.

Drei Augenpaare richteten sich auf Frau Randow. Sie wußte sich nicht anders zu helfen — sie wurde wütend.

„Mein Gott — was guckt ihr mich so an? Was wollt



Die Zerstörung Chendres durch die Engländer. (Mit Text.)

A. g. XIII.

Ihr von mir? Warum habt ihr es ihm denn nicht gesagt, wenn ihr es durchaus für richtig hiellet?

Den Herren blieb der Mund offen. Namentlich Herr Randow war von seiner feiner Frau an allerlei Überzeigungen gewöhnt, aber dies überstieg denn doch seine Begriffe. Ellen wunderte sich nicht. Vielleicht war sie zu zerstreut dazu, sie hätte es selbst nicht zu sagen gewußt.

„Wir waren durch unser Versprechen gebunden, Mama“, erklärte sie sanft. „Erinnerst du dich nicht? Wir mußt' dir verspre-“

„Rein Gott, ja! Aber wenn ich die Überzeugung habe, daß ich unabsehbaren Schaden verhindern kann, wenn ich mich nicht streng an mein Versprechen halte, dann kann mich doch kein Gott davon zurückhalten zu reden.“

„Allerdings nicht“, bestätigte Herr Randow trocken. „Aber du vergißt, daß wir nicht — nun sagen wir mal — deine Gewandtheit besitzen. Doch, sag' weiter, Ellen: Wie hast du es ihm erklärt?“

„Erklärt? Ich? Ich glaube — gar nicht!“ Unglücklich sah das junge Mädchen auf seinen Vater. Wieder streichelte er tröstend ihre Hand. „Es schadet nichts“, ließ die Bewegung.

„Das sieht dir ähnlich! O du unglückseliges Kind, warum hast du mich nicht zu Hilfe gerufen?“ Frau Randow war außer sich.

„Das hätte allerdings gefehlt“, murmelte ihr Vater respektlos. Er legte begütigend die Hand auf Ellens Schoß. „Sag' mir nur eins: Hast ihr euch so getrennt, daß du — daß es einem Bruch gleichkam?“

Tränen schossen dem gefolterten Mädchen in die Augen. „Doch wohl, Papa. Ich dachte wenigstens: Nun ist alles aus!“

„Aber, Kind, du brauchst doch nur —“ begann ihre Mutter, die Herren jedoch hielten über sie her:

„Daß Ellen in Ruhe mit Vorschlägen, was sie gekonnt hätte oder getan haben magte. Geschehene Dinge lassen sich nicht umgedenken machen.“

Frau Randow tat erhaben. Selbstverständlich nicht. Ihr tat, als ob ich weder Gefühl noch Verstandnis hätte. Es handelt sich vor allem darum, das scheint ihr noch nicht zu wissen, und darüber zu einigen, wo wir nun eigentlich hinweisen.“

Ihr Mann war nicht in der Stimmung, heute bei ihr über irgend etwas wegzugehen. „Davon ist bis jetzt noch mit keiner Silbe die Rede gewesen“, stellte er fest.

„So will ich die Frage aufschreiben“, witzte sie geschickt aus. „Es kann dem Wunsch nicht sein, jetzt nach Berlin zurückzukehren, mein Kind“, sagte sie liebevoll zu ihrer Tochter. „Ich glaube, das Klügste wird sein, wir fahren ruhig nach Wight.“

„Rein, Mutter, um keinen Preis!“ Ellen rief es schauernd. Im Fluge gingen ihr die seligen Träume, die sie an den geplanten Aufenthalt gesponnen hatte, durch den Sinn. Dort sollten sie allein und verlassen umherwandern, wo sie sich wundervolle Stunden in wachsendem gegenseitigen Versehen mit Achim ausgemalt hatte? O, unerträgliche Qual!

„So schlage du vor! Sag', was du möchtest. Ich bin bereit, mit dir zu gehen, wohin es auch sei!“

Ellen überlegte. Sie blickte vom Vater auf den Bruder. Dann sagte sie leise: „Es ist so gleichgültig, wo man ist. Entfliehen kann man seinem Geschick nirgends. Laß uns ruhig nach Hause fahren, Mutter.“

Das leuchtete Frau Randow durchaus nicht ein. Dazu hatte sie gar keine Lust. Es war erst Juli — was sollte man da schon in Berlin? Wie sah das außerdem aus? Jeder würde sich wundern!

Niemand antwortete ihr. Mit ganz festem Griff hatte Ellen ihres Vaters Hand gefaßt und hielt sie fest. Von Zeit zu Zeit drückte er die zarte Hand seiner Tochter. Er verstand, was sie meinte: Sie wollte sich nicht von ihm trennen. Es beglückte ihn in all dem Herzeleid dieses traurigen Tages. Denn er empfand, Ellen hätte mit Zug und Recht auch ihm gram sein können. Er war ein schlechter Vater gewesen, sonst hätte er sich nicht dem Willen seiner eignen Frau, für die die Frage: Was sagen die Leute? Ziel und Richtschnur ihres Tuns und Lassens bestimmten, gefügt in einer Sache, die für das ganze Leben seines Kindes von höchster Bedeutung war. Aber es sollte anders werden, das schwur er sich zu in dieser Stunde!

Was Achim Thorstein nicht zu hoffen gewagt hätte — er schlief fest und traumlos bis zum hellen Morgen. Als sein Blick auf die Uhr fiel, stand der Zeiger genau auf sieben Uhr achtzehn. Erschrocken richtete er sich auf: Das war die Zeit, zu der Familie Randow abreisen wollte! Warum hatte man ihn nicht geweckt? Erstakt froh ihm die Erinnerung an das, was der gestrige Abend gebracht hatte, durch die Adern. Nun war alles aus — dies war das Ende. Jede Entscheidung war ihm aus der Hand genommen, dadurch, daß er seine Frau hatte abreißen lassen, ohne sich um sie zu kümmern. Sie würde ihre Schlässe daraus ziehen können ...

Die Vernunft wollte ihm zurufen, daß es so das Beste sei. Aber in ihm wand und häumte sich das zerkleinerte Herz. Er war

immer eine einsame Natur gewesen. Er hatte die Mutter früh verloren und vieles in sich verschließen müssen, wodurch vielleicht seine große Zurückhaltung erwachsen war.

Achim Thorstein brauchte lange, bis er die Gefühle, die in ihm wogten, so weit geordnet hatte, daß er weiter zu denken vermochte. Ein fast physisches Unbehagen schuf ihm der Gedanke, aufstehen und sich hier im Hause, wo er durch den längeren Aufenthalt und alles, was damit zusammenhing — nicht zuletzt seine Verlobung — eine viel bemerkte Persönlichkeit geworden war, zeigen zu müssen. Er glaubte, jetzt schon die neugierigen, fragenden Blicke zu fühlen, und all seine eilige Zurückhaltung würde ihm nicht darüber hinaus helfen, den näheren Bekannten Aufschluß zu geben und sein längeres Hierbleiben zu erklären. Siebend heiß lag ihm das Blut in die Schläfen. Das ging nicht an! Wie sollte er den Fragen einer Mrs. Priestnall standhalten? Es gab nur eins für ihn und das war schleunige Abreise!

Mit dem gewonnenen Entschluß ging er sofort an die Ausführung. Er stand auf, zog sich an und packte dann seinen Koffer ohne Hast. Ihm lag daran, das Frühstückszimmer nicht eher zu betreten, als bis er ganz allein darin sein würde.

Aber so spät er kam, es war doch noch nicht spät genug. Zwei Damen saßen in einem durch Palmen halb verborgenen Winkel. Sie waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie sein Eintreten nicht bemerkten.

„Wichtig eingefangen ist er worden“, versicherte Mrs. Priestnall, es war zu komisch, zu sehen, wie selbst der klügste Mann in solchen Dingen unerfahren ist wie ein Kind.“

„Ich kann es mir gut denken“, erwiderte Frau Winneberg, „Ellen Randow ist eine gefährliche Kofette. Aber er wird Augen machen, wenn er in Berlin hört — übrigens ist ihr früherer Verlobter hier.“

„So? dann kann er sich ja mit Herrn Thorstein in Verbindung setzen.“

„Er ist nämlich merklichbigerweise gar nicht mit abgereist“, tadelte Mrs. Priestnall dazwischen. „Wissen Sie es noch nicht? Es ist die Sensation des Tages!“

„Wissen Sie aus welchem Grunde?“, fragte Frau Winneberg interessiert.

„Ich denke mir mein Teil“, sagte die andere zögernd. „Es ist ja nur eine Vermutung, und es ist deshalb vielleicht nicht recht, daß ich sie ausspreche. Aber Ihre Erzählung von Ellen Randows Vergangenheit befaßt mich nur darin. Ich denke mir,“ fuhr sie fast flüsternd fort, „sie wollte nach Wight reisen, um gleich dort zu heiraten. Sie wollte ihn gar nicht mehr aus den Augen lassen ... Vielleicht hat er es aber doch gemerkt.“

Frau Winnebergs Augen wurden weit. „Ich bewundere Ihren Scharfsinn. Natürlich ist es so, wie sie sagen.“

Ellen Randow wußte genau, daß ihr Verlobter nicht nach Berlin kommen durfte vor der Hochzeit —

Thorstein hustete kurz und scharf. Erschrocken hoben die Damen die Köpfe. Im nächsten Augenblick hatten sie durch eine Seitenthür den Saal verlassen.

So! Da hatte er gleich das Urteil der Welt gehört. Es war noch das Anfangsstadium — wie mochte es bis heute Abend lauten? Von Widerwillen erfüllt verließ er das Haus, in dem er die glücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Er löste sich gleich eine durchgehende Fahrkarte nach Berlin. Er wollte nichts mehr hören und sehen von der Welt. Ihm war zumute, als müsse er sich verkriechen wie ein weidmüdes Tier ...

Ein Zug fester Entschlossenheit lag um seinen scharf geschnittenen Mund, als er am Tage nach seiner Ankunft sein Bureau aufsuchte, um sich zurückzumelden. Ein wahrer Hunger nach Arbeit erfüllte ihn — sie sollte ihm das Leben ertragen helfen.

Der Justizrat, ein stämmiger, älterer Herr von imponierendem Aussehen, nahm ihn mit offenen Armen auf. „Gamos, daß Sie da sind“, rief er in seiner ein wenig lauten Weise. „Ich bin Schwelger und möchte gern meiner Frau nachreisen, sobald Sie eingearbeitet sind. Es ist doch nichts mit dem Alleinsein, wenn man mehr als zwanzig Jahre verheiratet ist. Das werden Sie auch noch erfahren.“

Thorsteins Lippen zuckten. In seinem Gesicht arbeitete es. Dem scharfen Blick seines Freundes konnte dies natürlich nicht entgehen. Er verschluckte eine Bemerkung und wandte sich geschäftlichen Dingen zu, die er so eifrig und gründlich behandelte, als solle sein junger Teilhaber an diesem ersten Tage gleich den größten Teil der verlorenen Zeit einholen.

Stunden waren vergangen, als Achim sich erhob, um zu gehen. Der Justizrat hielt seine Hand fest und sagte: „Ich darf Sie heute abend erwarten, nicht wahr? Wir haben doch noch andere Dinge zu besprechen.“ Er zögerte, dann fügte er offen hinzu: „Mir liegt mein Brief auf der Seele, den haben Sie doch noch erhalten?“

„Das sieht meinem lieben Mähmchen ähnlich. Kenne ihr loses Mundwort, denn ich selbst hatte darunter als junger Gesell das zu leiden. Aber ich segne die scharfe Zunge Frau Gudulas, denn sie hat mich den Weg zur Ehre finden lassen. Deswegen möcht ich Euch, o hoher Herr, bitten, der Wittib nicht gram zu sein und ihr ihren Unterstand in Gnaden verzeihen.“

In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Die offenkundige heitere Stimmung, die in dem Saale herrschte, hatte der vor der Türe harrenden Baderswitwe Mut gegeben und in raschem Entschlusse war sie vor den Sitz des Kaisers geeilt und hatte sich zu dessen Füßen geworfen. Die an der Türe wachhabenden Trabanten näherten sich der Frau, in der Absicht, sie aus dem Saale zu entfernen; der Kaiser aber winkte ihnen ab und wendete sich an die Kniende:

„Sieh da, Frau Meisterin? Ihr sucht mich heim? Gedenkt Euch wohl an meinem Herd zu wärmen, inmalen die Mut auf Eurem Herd gelöscht ist?“

Wieder brach ein lautes Gelächter an der Tafel aus; Frau Gudula aber erhob die gefalteten Hände gegen den Herrscher und stammelte:

„Gnade, o hoher Herr, laßt mich nicht büßen, was ich töricht an Euch verschuldet! Verzeiht in Guld mir meine harten Worte!“

„Auf daß Ihr würdet auch Eurer bösen Zunge freien Lauf laßt und meine wackren Mannen schmäht und scheltet, wenn einer Euer Haus betritt?“ fragte der Kaiser.

„Mit Ehrfurcht will ich jedem von ihnen fürderhin begegnen — will keinem mehr ein ungut Wörlein sagen! Nur schenkt mir Gnade, hoher Herr!“

„Wollt Ihr dies hoch und heilig mir geloben und welche Bürgschaft leistet Ihr, daß Ihr zu jeglicher Stunde Eures Wortes eingedenk bleibt?“ fragte der Herrscher weiter.

„Bei meinem Seelenheile schwör ich's, hoher Herr!“ versicherte Frau Gudula.

Versprechen und Gelübde sind nur Worte und Bände, die im Lauf der Zeit zerreißen. Mir dünkt es rasam, daß man Eurer Zunge einen kräftigen Baum anlegt! In liebwertter Freundschaft, der hochwürdigste Herr Bischof hier an meiner Seite, hat für Euch gebeten. Bei ihm bedankt Euch, wenn ich die schwere Pön für Eure Lästerworte Euch erlasse!“

Herr Bischof Heinrich, der lächelnd auf die verzweifelte Frau herabsah, nahm jetzt das Wort: „Habt Euch mit Eurem losen Mundwort eine böse Suppe eingebracht, Frau Ruhme. Dant es des Herrschers Mäde, wenn er Gnade übet und unterwerft Euch in Demut dem, was er gebietet!“

„Nur Eurem holden Töchterlein zuliebe übe ich Gnade!“ begann der Kaiser wieder. „Sie hat mich freundlich an den Herd geladen, drum drängt es mich, ihr zu danken. Eilt, sie zu holen, und führet sie ohne Säumen vor mein Angesicht.“

Als wären ihr Flügel gewachsen, eilte Frau Gudula zum Saale hinaus und lehrte nach einer kleinen Viertelstunde mit der Tochter zurück, die mit niedergeschlagenen Augen sich zaghaft dem Herrscher näherte.

Wohlgefällig ließ dieser den Blick auf der anmutigen Gestalt ruhen und begann in mildestem Tone: „Du hast mir heut Gu es erweisen wollen, lieb Jüngferlein. Deswegen sage ich dir Dank und stelle es dir frei, dir eine Gnade zu erbitten.“

Verlegen nach Worten suchend, verneigte sich Grotelcin bis zur Erde und stammelte: „Schenkt meiner guten Mutter Gnade, hoher Herr, und tragt Ihr nicht die schlimmen Worte nach!“

„Ich will es tun, doch nur unter dem Beding, daß du und deine Mutter mir einen Herzenswunsch erfüllet!“ sagte der Kaiser freundlich, indem er den am unteren Teil der Tafel stehenden Belf Horstboer zu sich heranwinkte und dann an Frau Gudula gewendet fortfuhr: „Belf Horstboer, mein Schildknecht, sehnt sich nach einem Weib. Ihm schuld ich Dank, weil er in manchem Treffen gar wacker mir zur Seite stand und einst durch seinen seltenen Mut mich vor dem Tod bewahrte. Für ihn, Frau Wittib Gudula, knobere, werb ich um Eurer Tochter Hand. Gebt Euren Segen zu dem Liebesbunde und Eure schlimmen Reden sind vergeben und vergessen!“

Während das Grotelcin mit glückseligem Gesicht erröthend ihre Hand in die entgegengestreckte Rechte des jungen Kriegsmanns legte, stand Frau Gudula, leinies Wortes mächtig und sah im Kreise der Ritter und Edlen umher. War es denn Traum oder Wirklichkeit? Eine Ehre wurde ihr zuteil, wie keiner unter Tausenden von Mättern! Der Kaiser selbst führte ihr den Eidam zu und dieser Eidam war der Günstling des Gewaltigen. Im Kreise der Gevatterinnen durfte sie sich dessen rühmen! Der Gedanke erfüllte sie mit einem überwältigenden Glücksgefühl und unter demüthigen Knitzen gegen den Herrscher fand sie endlich die Worte:

„Wie soll ich für die Gnade danken, hoher Herr! Mit Freuden geb' ich zu dem Bunde meinen Segen!“

Da schmetterten die Zinken und Trommeln von der Galerie herab eine fröhliche Weise und von allen Seiten rief man Glückwünsche dem jungen Paare zu, das Hand in Hand glückselig vor dem Herrscher stand, der huldvoll lächelnd den beiden die Rechte zum Kusse bot. Herr Bischof Heinrich aber trat zu Frau Gudula und sagte lachend:

„Von jetzt ab, Mähmchen, leget aber dem losen Mundwortl Zügel an, auf daß man Euch nicht mehr die 'böse Sieben' schreiet!“

Wie der Sago gewonnen wird.

Der wegen seiner Nährkraft allgemein geschätzte Sago kommt hauptsächlich aus Niederländisch-Indien, und unter den Inseln dieses Gebietes ist wiederum Sumatra in der Sagogewinnung bedorzugt.

Im allgemeinen spricht man nur von einer Sagopalme, aus der das Produkt gewonnen werden soll. Tatsächlich gibt es auf der Insel Sumatra allein vier verschiedene Arten von Sagogeliefernden Palmen, die aber alle zu einer Gattung gehören. Leider ist es nötig, den Baum gänzlich zu vernichten, wenn man des Sagos habhaft werden will. Dagegen verlangt er auch kaum eine Bilege und vermehrt sich auch ohne Zutun des Menschen durch Schößlinge, die aus dem Wurzelstode sprießen und sehr schnell wachsen. Der Sago wird aus dem Marke dieser Palme zubereitet und der Ertrag ist ein sehr großer, da das Innere des Stammes bis auf die verhältnismäßig dünne Rinde mit Mark gefüllt ist. Die Stämme werden entweder in kleine Stücke zerlegt oder durch Längsschnitte geöffnet. Das Mark, das dem Holundermark gleicht, kann leicht herausgeschabt werden, nachdem es mit Wasser durchfeuchtet worden ist. Dann wird er nochmals gewaschen, gepreßt und getrocknet. Auf diesem Wege entsteht das Sagonmehl.

Der Perihago, wie er unseren Hausfrauen besonders bekannt ist, wird dann erst wieder aus dem Sagonmehl hergerichtet, das durch Sieben in die Gestalt von Körnern gebracht wird. Ein einziger Baum liefert 150—300 Kilo Sago, und zwar nach einem Wachstum von 12—15 Jahren. In Sumatra ist die Sagogewinnung hauptsächlich in den Händen der Chinesen; fast die gesamte Ausfuhr der Ware nach andern Ländern geht über den Hafen von Singapur, wo bekanntlich die chinesischen Kaufleute den Handel nahezu beherrschen. Außer Sumatra sind die Inseln Celebes und Borneo an der Lieferung von Sago hervorragend beteiligt. L.

Totenfest.

Des Herbstes lekten Franz
Tragen wir heut hinaus,
Auf daß sein bunter Glanz
Noch schmückt der Toten Haus.

Oh' Winterschnee umfängt
Die Hügel groß und klein,
Sei ihnen noch geschenkt
Ein bunter froher Schein!

Wir neigen stumm das Haupt
Zu Grust und Gräbern tief, —
Was uns der Tod geraubt,
Und was so lange lichte.

Es steigt voll Seligkeit
Erinnerungsmild empor:
„It's schon so lange Zeit,
Seit dich mein Herz verlor?“

Ein Wehen grüßt uns lacht,
Ein Hauch von ferne her,
Leuchtend ist aufgewacht,
Was wir geliebt so sehr . . .

Da streift der Wind vom Baum
Ein fahles, feuchtes Blatt,
Und jäh gerinnt der Traum,
Der uns umfängen hat.

Es ruft nach uns die Welt,
Lebhaft wohl, wir müssen gehn —
Und wann es Gott gefällt,
Ein selig Wiedersehn!“

Johanna W. Konstan.

Fürs Haus

Das Besprengen und Gießen feinstörnigen Samens hat bekanntlich seine Schwierigkeiten, da er sehr leicht zusammengeknüllt wird. Die ganz feinen Blumenpapieren helfen ja über diese Schwierigkeiten weg, doch ist es nicht jedermanns Sache, sie sich zuzulegen. Da lei ein einfaches Hilfsmittel empfohlen.



Man nimmt eine Bürste, taucht sie ins Wasser, schwenkt sie etwas aus, so daß nicht allzuviel Wasser mehr zwischen den Borsten bleibt, hält sie schräg über den besäten Topf oder die besäte Schale und erzeugt, indem man etwas kräftig gegen die Bürste streicht, einen feinen Staubregen, der, einige Male vorsichtig wiederholt, genügend Feuchtigkeit für die Samereien abgibt.

die glühende Hölle trieben mich herein! Habt wohl für kurze Frist ein Plätzlein an Eurer Herde für einen alten Reitersmann?"

Das Gretelein hatte beim Eintritt des Gastes seine Tränen getrocknet und holte sofort einen Schemel herbei, den es neben den Herd setzte. Frau Gudula aber sagte mährisch:

"Für Leute von Eurer Art ist hier kein Raum! Als rauhem Kriegermann wird Euch wohl das bißchen Schneegeföber und die frische Luft nichts schaden! Drum geht mit Gott und sucht Euch eine andre Stätte, wo Ihr Euch wärmen möget! Zur nächsten Schenke sind nur wenige Schritte!"

"Ihr weiset mich hinaus, Frau Meisterin — mich, einen alten, müden Mann? Das ist doch sonst nicht Mainzer Art, wo man in jedem Hause den Mannen Kaiser Rudolfs mit Gastsfreundschaft und Herzlichkeit begegnet!"

"Die andren mögen tun und lassen, was sie wollen — was kümmert's mich?" entgegnete Frau Gudula gereizt. "Mir ist das Kriegsvolk im Innersten zuwider und mag ich nimmer es in meiner Nähe leiden. Will auch dem lieben Herrgott danken, wenn der Kaiser endlich wieder von dannen zieht! Weiß nichts, als neue Steuern auszuschreiben, daß sich kein faules Kriegsvolk mästen kann. Fünf Gulden Korn- und Mählgeld soll ich wieder zinsen — ist das nicht himmelschreiende Gewalt?"

"Der Kaiser braucht das Geld, um den gebotenen Landfrieden im deutschen Land zu sichern, gute Frau!"

"Zum Prassen und zum Schlemmen nimmt er unser Hab und Gut!" entgegnete die Meisterin zornig. "Und Ihr helft ihm dabei! Drum hebt Euch hinweg und macht die Tür von außen zu! Verhaft ist mir, was Wehr und Waffen trägt! Zur Schenke geht!"

"Bei Gott, Ihr tut dem Kaiser unrecht und auch mir, gute Frau!" suchte der Reitersmann zu beruhigen. "Seit Monden schon zahlt er mir seinen Sold; drum kann ich nimmer in der Schenke Einkehr halten, weil mir kein Heller in dem Beutel klingt!"

"Geschicht Euch recht — weswegen dienet Ihr dem Landverwüster? Ist Euch die Schenke verschlossen, dann geht, wohin Ihr wollt — zum Gottesbeim's meinetwegen! Hier aber ist kein Platz für Euch und wenn Ihr Euch nicht packt, dann will ich Euch das Bleiben schon verleiden!"

Mit diesen Worten nahm das Weib den neben dem Herde stehenden gefüllten Wasserschaff und leerte ihn über die offene Glut aus, daß zischender Dampf emporwollte und im Augenblick den Raum erfüllte, so daß man kaum zu atmen vermochte. Hustend suchte der Reitersmann den Ausgang und schritt, ein bitteres Hohngelächter ausstößend, nach dem Flur, wo er sich umwendete und zurüchrief:

"Mit Recht nennt man Euch eine böse Sieben! Ich dank Euch für den lieben Willkomm — will's Euch lohnen!"

Als Antwort flog ihm der geleerte Wasserschaff nach, der polternd über die Steinfließen des Flures rollte, so daß es der Reitersmann für geraten fand, eilig die Gasse zu gewinnen.

"Dem hab ich die Lust zum Wiederkommen gründlich versalzen!" lachte die Meisterin auf und ging nach der Backstube, um die Fenster zu öffnen und frische Luft einzulassen.

Wenige Stunden später, als Frau Gudula in der neben dem Verkaufsgewölbe liegenden Wohnstube im großen Lehnstuhl neben dem Kamin ihr Mittagschlächten hielt, bewegte sich ein seltsamer Zug nach dem Bäderhause. Voran ein Herold in den kaiserlichen Farben, dann zwei Männer, die eine verhüllte Platte und einen großen Weintrag trugen und zuletzt mehrere gepanzerte Knechte. In das Verkaufsgewölbe tretend, rief der Herold mit seinem Sabe dreimal auf den Fußboden und rief mit schallender Stimme:

"In des Kaisers Namen fordere ich Frau Wittib Gudula Anoderer vor mein Angesicht!"

Erschreckt eilte das schöne Gretelein aus einem der Hinterräume des Hauses herbei und ging die Mutter zu wecken, die gleich darauf mit verschlafenen Augen und vom Schlummer geröteten Wangen auf der Schwelle erschien.

Der Anblick des Herolds und der Gewaffneten machte sie rasch munter und ein Bitteln überließ ihre berbe Gestalt, so daß sie sich an dem Verkaufstische halten mußte, um nicht umzufallen. Mit verlagender Stimme flammelte sie: "Was begehret Ihr von mir?"

Der Herold begann: "Sintemalen Herr Rudolf, unser großmächtiger Kaiser und Herr, der Lehre unseres Herrn und Seligmachers Jesu Christi eingedenk ist, die da gebietet, Böses mit Gutem zu vergelten, sendet Euch, der Wittib Gudula Anoderer, zum Dank für den bösen Willkomm, den Ihr dem kaiserlichen Herrn vor zweien Stunden bereitet habt, diesen Wildschweinskopf nebst einem Krüglein fürtreiflichen Weines, auf daß Ihr teilnehmen möget an seinem Prassen und Schlemmen. Den geziemenden Dank möget Ihr in der Hofburg abstaten!"

Keines Wortes mächtig, starrte Frau Gudula auf die Männer, welche die mitgebrachte Platte mit dem jetzt enthüllten Wildschweinskopf sowie den Krug Wein auf den Verkaufstisch setzten

und dann gemessenen Schrittes den Raum verließen, gefolgt von dem Herold und den Gewaffneten. Und immer noch stand sie wie eine Bildsäule, als schon das Durcheinanderrufen der Volksmenge, die sich vor dem Hause versammelt hatte, verklungen war, dann sank sie mit gerungenen Händen und kreidebleichem Gesicht auf den nächsten Stuhl und stöhnte:

"Herr Gott, was habe ich getan! Es war der Kaiser selbst, mit dem ich so übel verfuhr! Mit Kaiserworten hab' ich ihn geschmäht, hab' mich an seiner geheiligten Person vergrißen! Wie wird das enden? Welches Strafgericht wird über mich erg. hen?"

Und jammern und wankte sie nach der Wohnstube zurück, um dort vor dem Bilde des Gekreuzigten niederzusinken und sich die Haare zu zerkaufen.

Vergeblich suchte das schöne Gretelein die Mutter mit der Versicherung zu trösten, daß der hohe Herr wohl nichts Ables gegen sie im Schilde führe, sonst hätte er doch nicht den Braten und den Wein von seinem Tische gelendet.

Frau Gudula wollte nicht glauben, daß sie für das, nach ihrem Dafürhalten unverzeihliche Vergehen Gnade finden könne und machte sich die nächste Zukunft in den düstersten Farben aus.

"Ist wohl das Centersmahl, so mir der hohe Herr ins Haus gesendet!" jammerte sie. "Gewiß ist mein letztes Stündlein nahe! O häß' ich doch meine Zunge im Zaum gehalten! Verht ist der Vogt mir keinen Rutenknuten schon unterwegs, mich zu fahen!"

"Frau Mutter, höret mich!" suchte Gretelein zu beschwichtigen. "Verzweifelt nicht! Herr Rudolf ließ Euch sagen, daß er Böses mit Gutem vergelten wolle! In einem Kaiserwort darf man nicht deutein. Eilt nach der Hofburg, werket Euch dem hohen Herrn zu Füßen und flehet um Gnade! Er ist ein strenger, doch ein milder und gerechter Herr! Wird Eure bösen Reden Euch verzeihen!"

"Er wird mich greifen und verdammen!" stöhnte die geängstete Witwe unter Tränen. "Wird dich zur Waise machen, Gretelein!"

"Nicht doch, Frau Mutter! Der Bote tat es Euch doch kund, daß Kaiser Rudolf Euren Dank erwartet! Drum säumet nicht, ihn abzutragen — eilt zur Hofburg!"

Die Worte der Tochter schienen eine leise Hoffnung zu erwecken, denn Frau Gudula richtete das verweinte Antlitz empor und flammelte:

"Du meinst, der hohe Herr wird mir verzeihen, wenn ich ihn reuevoll, um Gnade fleh? Meinst du wirklich, lieb Gretelein?"

Und auf eine bejahende Gebärde der Tochter fuhr sie, gefasster werdend, fort: "Ich muß es wagen, ehe mich die Schergen greifen. Das ist ein schwerer Gang fürwahr! Leb wohl, lieb Gretelein! Vete zu den lieben Heiligen, daß deine arme Mutter wiederlehre!" Und der Tochter einen Kuß auf die Stirne drückend, eilte Frau Gudula hinaus auf die Gasse, um wie gehegt über den unter ihren Füßen knirschenden Schnee nach der Hofburg zu rennen.

Dort war eine zahlreiche Menschenmenge versammelt, die neugierig nach dem von zwei gepanzerten Kriegsknechten bewachten Toreingang guckte, wo ein reges Treiben herrschte. Edelleute in prächtigen pelzverbrämten Gewändern, Domherren, Ritter, Mönche und Ratsherren gingen aus und ein; fürstliche Herren stiegen von schraubenden Rossen und begaben sich, von den Wächtern ehrfurchtsvoll mit den vorgestreckten Speeren begrüßt, hinauf nach dem Königsstalle, aus welchem gedämpfte Fiedel- und Flötenklänge herabdrönten.

Mit Mühe bahnte sich Frau Gudula einen Weg durch das Gedränge, ging zum Säulen der Leute geraden Wegs auf das Thor zu und an den Wächtern vorüber, die sie wohl für eine Bedienstete des Hofes hielten und ihr den Eintritt nicht verwehrten. Je näher sie dem Königsstalle kam, desto stürmischer pochte ihr Herz und oben angelangt, mußte sie sich auf einer an der Wand des weiten Flurs stehenden Bank niederlassen, um Mut und Kräfte zu sammeln. Die Pforten des Saales waren weit geöffnet und konnte man die in Hufeisenform aufgestellte, von einer Menge vornehmer Herren besetzte Tafel übersehen. In der Mitte saß in einfachem braunen Gewande Kaiser Rudolf an der Seite eines freundlich lachenden Mannes in mittleren Jahren, an dessen Gewand man einen hohen geistlichen Würdenträger erkannte. Das war der hochwürdige Bischof von Mainz, Herr Heinrich Anoderer, der sich vom einfachen Bädertgesellen zu seiner hohen Würde emporgeschwungen hatte und den der Kaiser seiner Klugheit und Ergebenheit halber über alles schätzte. Ein weitläufiger Vetter des verstorbenen Sebastian Anoderer, hatte er einstmal in dessen Diensten gestanden, war aber davongelaufen, weil ihm die Meisterin die Hölle gar zu heiß gemacht hatte, um als Varsüßermönch seine glänzende Laufbahn zu beginnen.

In heiterer Laune hatte der Kaiser seinen Ummgebung das Abenteuer erzählt, das ihm am Vormittage in dem Bäderhause begegnet war. Der hohe Herr verstand es, den Auftritt so komisch zu schildern, daß alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, und der Bischof zu dem Kaiser gewendet sagte:

Auf Thorsteins besahendes Nicken fuhr er fort: „Ich habe in-
zwischen noch andere Erfindungen eingebracht, es ist da doch
noch manches zu sagen!“

Achim verabschiedete sich schnell. Ihm war, als lehrten die
scharfen Augen des alten Herrn sein Innerstes nach außen. Nach-
her freilich, in den langen Stunden des Alleinseins, machte er
sich Vorwürfe. Warum hatte er nicht gleich gefragt, welcher
Art die Dinge waren, die es noch zu sagen gab? War es nicht
nutzlose Qual, sich diesen martierenden Gedanken auszusetzen, wo
Furcht, von dem Mädchen, das er angebetet hatte wie eine Hei-
lige, neue nachteilige Dinge zu hören, sich mit bligartiger Hoff-
nung, es brauche nicht durchaus wieder etwas Schlimmes zu sein,
was er hören sollte, abblößen.

Etwas in Ton und Blick des Justizrates schien auf günstigere
Nachrichten hinzudeuten. Aber durch die traurigen Erfahrungen
der letzten Zeit war Thorstein müde geworden. Ihm schien, als
sei er am Ende dessen, was er ertragen könne, angelangt. Schon
die Spannung, die er vergeblich niederzuhalten bemüht war,
versetzte ihn in eine heftigste Aufregung.

Pünktlich auf die Minute zog er die Klingel an der Wohnung
des Justizrates. Und er war geradezu niedergeschmettert, als er
erfuhr, daß er nicht der einzige Gast des heutigen Abends sei.
„Mein Hausarzt, Sanitätsrat Kirchner, ist Strohwinzer, wie
ich“, erklärte Justizrat Goldbed. „Es paßt also sehr gut.“

Nur die langgeübte Selbstbeherrschung ermöglichte es dem
Jüngeren, seine Enttäuschung zu verbergen. Er kämpfte mit
sich, ob er nicht einfach mit der Tür ins Haus fallen und bitten
solle, daß er ihm noch schnell, so lange sie beide allein waren, sagen
möge, was er zu sagen hätte. Aber einmal konnte der Erwartete
jeden Augenblick eintreffen und dann auch schien der Hausherr
selbst von einer gewissen Unruhe befallen. Alle paar Minuten
stand er auf, bald, um nach der Bowle zu sehen, bald um irgend-
eine Anweisung, die er zu geben vergessen hatte, nachzuholen.

„Es ist nicht, wenn die Frau fehlt“, sagte er wiederholt, wenn
er zurückkam und sah Thorstein, Zustimmung erwartend, an.
Dieser antwortete nicht. In seiner überreizten Stimmung wäre
es ihm unmöglich gewesen, auf irgendein gleichgültiges Thema
einzugehen. Außerdem ward der Haushalt des alten Freundes
von geschulten Leuten, die lange Jahre in seinen Diensten standen,
mustermäßig geführt, so daß es fast lächerlich erschien, daß dieser
sich plötzlich um alles sollte kümmern müssen.

Dem erfahrenen Anwalt konnte die gespannte und gereizte
Stimmung seines Gastes nicht einen Augenblick verborgen blei-
ben. Allmählich wurde er selbst ungeduldig.

„Er bleibt lange, mein guter Freund Kirchner“, sagte er, als
eine halbe Stunde über die angesehene Zeit verstrichen war. „Das
ist das Elend, wenn man Ärzte einlädt. Wie kann man auf Pünk-
lichkeit rechnen. Sie sind nie so ein schuldig — irgendein dringen-
der Fall, den niemand auf seine Wichtigkeit prüfen kann —“

Endlich erschien der Erwartete.

„Na — welcher Renommierpatient trägt denn heute die
Schuld, daß unser Lendenbraten hart werden mußte?“ neckte
ihn der Justizrat, nachdem die Herren an dem sorgsam gedeckten
Tisch, dem man die fehlende Hausfrau in keiner Weise ansah,
Platz genommen hatten.

„Renommierpatient? Diesmal nicht. Leider ist es ein ernster
Fall. Ich erzählte Ihnen doch — die kleine Randow ist kränker
geworden.“

Thorstein hob den Kopf. Mechanisch nahm er sich von der
Schüssel, die ihm der Diener reichte, aber er konnte nicht
verhindern, daß ein Zittern durch seine Hände lief. Der Arzt
aß ein paar Bissen, dann sagte er:

„Ja, es ist sehr schade. Das arme Mädchen hat kein Glück. Ich
habe sie damals auch behandelt und war stolz darauf, sie einiger-
maßen wieder hergestellt zu sehen. Nun liegt der Fall weit ernster.“

Thorstein brachte kein Wort über die Lippen. Er hatte den
Kopf weit vorgebeugt und in seinen ernsten Augen stand eine
so stehende Frage, daß Sanitätsrat Kirchner sie nicht übersehen
konnte. „Herschwäche“, sagte er in bedauerndem Tone.

„Herr Thorstein kommt die Dame“, rief der Justizrat helfend
in das Gespräch ein. „Ich glaube, es würde ihn interessieren, wenn
Sie ihm erzählen wollten, wie sich nach Ihrer Ansicht die Sache
mit Fräulein Randow in Wahrheit verhält im Falle Heubach.“

„Ich war mit den Herrschaften in Luzern zusammen“, murmelte
Thorstein. Ihm war unäglich weh zumute. Ellen hier in Berlin
und schwerkrank! An keine dieser Möglichkeiten hatte er gedacht.
Er glaubte sie in Wight und der Gedanke, daß sie an dem Ort
weile, den sie liebte, war ihm in gewissem Sinne ein Trost gewesen.

„Der Fall ist ein Schulbeispiel für das, was der Klatsch an-
richten kann“, begann der alte Arzt. „Ich kann mir nichts Süßeres,
Reizenderes denken, als diese Ellen Randow mit achtzehn Jahren.
Der einzige Vorwurf, den man ihr machen konnte, war ihre un-

besangene Natürlichkeit. Sie erklärt auch einzig, wie sie auf einen
solchen hohlen, oberflächlichen Menschen wie diesen Heubach
hereinfallen konnte. Sein bezeichnendes Äußeres im Verein mit
seinen gewandten Manieren konnten einem Mädchen wie sie
nur in der allerersten Jugend gefährlich werden. Ich neige, wie
Sie wissen“, wandte er sich an den Justizrat, „dazu, diese frühen
Verlobungen überhaupt zu verabscheuen. Es kommt selten viel
Gutes dabei heraus.“

Goldbed lächelte fein. „Soviel ich weiß, war Ihre Frau Ge-
mahlin kaum achzehn —“

„Sehr richtig!“ Die älteren Herren tranken sich lachend zu.
„Das ist eine Ausnahme, die die Regel bestärken“, sagte Kirch-
ner, um dann fortzufahren: „Es dauerte natürlich nicht lange,
bis Ellen dahinter kam, daß sie sich gründlich geirrt hatte. Und
ich habe es nie anders als eine besondere Tücke des Schicksals
ansehen können, daß ihr Abgabebrief an Heubach genau in dem
Augenblick bei ihm eintraf, als dort alles zusammenstürzte. Ich
habe es selbst miterlebt und kann mich dafür verbürgen, daß
wochenlange Kämpfe mit ihrer Mutter vorausgegangen waren,
die den letzten Schritt hinausgezögert hatten, bis es fast zu spät
war. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß sie viel zu anstän-
dig war, als daß sie nach dem Verlust seines Vermögens Heubach
im Stich gelassen hätte.“

„Er soll sie aber doch flehentlich gebeten haben?“ fragt Thor-
stein schn. ll. „Er hatte längst Pfeffer und Gabel hingelegt, es wäre
ihm unmöglich gewesen, auch nur einen Bissen hinunter zu würgen.“

„hm. So heißt es. Und er hatte natürlich allen Grund, die
Leute auf diesem Standen zu lassen. Denn ich kann mir wohl
denken, daß es ihm nicht angenehm wäre, wenn bekannt würde,
wie brüal er sich betragen hat. . . Er kam als ein Rasender und
überhaufte das Mädchen mit Vorwürfen. Sie hätte gewußt,
wie es um sein Vermögen stand und hätte ihm darum sein Wort
zurückgegeben. Ja, er schob ihr die Verantwortung zu, daß es
ihm nicht gelungen war, Kapitalien aufzutreiben, um den Zu-
sammenbruch zu verhüten. Zweifellos hätte sie ihre Absicht, sich
von ihm loszusagen, schon unter der Hand ausgeplaudert.“

(Schluß folgt.)

Die böse Sieben.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Riegel.

(Nachdruck verboten.)

Man sah es dem schmalen hochgiebeligen Hause in der Kan-
nengießergasse der guten Stadt Mainz wohl an, daß
seine Besitzer wohlhabende Leute waren und daß sie mit dem
Sinn für Ordnung und Sauberkeit die Liebe zu dem, was dem
Auge wohlgefällt, vereinten. Denn zierliche Malereien waren
an der Vorderseite zwischen dem sauber gestrichenen Balkenwerk
angebracht und reiches Schnipswerk zierte die Träger und Balken
des in der Mitte vorspringenden, bis zu dem steilen Ziegeldache
emporstrebenden Erkers. An den Bildnissen, die mannigfach
geformte, von buntfarbenen Blumengewinden umwundene Bad-
waren, als Kuchen, Torten, Beden und dergl. darstellten, sah
man, daß man sich vor einem Bäderhause befand, was auch die
vor dem Verkaufsgewölbe in zierlich geschmiedetem Eisenring
schwebende Bregel aus Goldblech und der kräftige Geruch frisch-
gebackener Semmeln verriet, welcher der geöffneten fleißig-
wühlten Eingangspforte entströmte.

Die Badwaren der Witwe Knoderer waren in der ganzen
Stadt ihres Wohlgeschmacks halber berühmt. Kein Wunder des-
halb, daß sich schon vom frühen Morgen an die Käufer in dem
Gewölbe drängten und daß die Leute sagten, die Bäderlei sei
eine Goldgrube. Trotzdem das Geschäft von einer Frau betrieben
wurde, der Witwe des Meisters Bastian Knoderer, welcher schon
vor einem Jahrzehnt — man schrieb das Jahr 1288 — das Zeit-
liche gesegnet hatte. Aber Frau Gudula stand ihren Mann; die
hatte schon, wie böse Zungen behaupteten, das Regiment im
Hause geführt, als Meister Bastian noch lebte und verkauft es,
mit den Bädernuechten umzuspringen, daß diese nicht gegen
sie zu mucken wagten. Trotz ihrer etwas zur Fülle neigenden
Gestalt war sie schlank wie ein Fichhorn und wirbelte den ganzen
Tag im Hause herum, damit alles wie am Schnürchen gehe.
Wehe dem, den sie auf einer Ungeschicklichkeit oder einer Nach-
lässigkeit ertappte; der wurde mit einem Schwall von Schelt-
worten in das Gespräch genommen, daß ihm Hören und Sehen
verging. Und weil ihren scharfen Blicken nichts entging, der ge-
ringste Anlaß aber genügte, die Schleusen ihrer Bredamtheit
zu öffnen, so hörte man recht häufig ihre gellende Stimme und
recht häufig raunten sich die Nachbarn einander lachend zu: „Ha-
ha — die Teigwachtel schlägt wieder!“

Auch heute wieder herrschte im Bäderhause Sturm im Ka-
lender und es mußte wohl etwas Bedeutsames sein, was den

Ummat Frau Gudula erregt hatte, denn ihre Schritte schallten ertönte unausgesetzt in dem Verkaufsgewölbe, wo sie mit in den Hüften gestemmt Armen einem jungen Mann in reifiger Tracht gegenüberstand, der vergeblich mehrmals versuchte, mit bittenden Worten den Redestrom der erregten Frau zu unterbrechen.

Es war ein schmaler Gesell mit offenem, von einem leichten Bart umrahmten Gesicht, das gegenwärtig einen recht betrübten Ausdruck trug, gerade wie das bildhäßliche Antlitz des neben der Mehlmühle stehenden jungen Dienleins, dessen blaue Augen sogar in Tränen schimmerten.

„Kauft in Gottes Namen Eure Semmeln, wo Ihr wollt!“ schrie eben die Meisterin mit furchtvollem Gesicht. „Solche Kundschaft kann mir gestohlen werden, die für einen Dreier hundlang schwacht und dem dummen Ding dort den Kopf verdreht! Mein Haus ist ein ehrbares Haus und keine Stätte für vertriebes Gauckenspiel, wie es Brauch ist bei Euch gottlosen Gesellen und wenn Ihr in Eurer Hoffahrt glaubet, Euch hier ein Recht herausnehmen zu dürfen, dann sehet Euch vor, daß ich Euch nicht den Stadtvogt mit den Nutenknechten auf den Hals schide — die werden Euch Mores lehren!“

„Aber Frau Meisterin“, warf der junge Kriegsknecht ein, als die Scheltende einen Augenblick innehielt, Atem zu schöpfen. — „Ihr schmähet mich mit Unrecht! Ich meine es ehrlich und hab Euer Grettelein von Herzen lieb, also daß ich kein schmeichler Begehren kenne, als Euer Eidam zu werden!“

„Mein Eidam Ihr?“ rief Frau Gudula zornig auslachend. „Ein Kriegsknecht, der nichts kann, als andere Leute totzuschlagen und Bürger und Bauern weiblich zu plagen, wird mein Eidam nimmer! Das laßt Euch gesagt sein! Dort hat der Zimmermann ein Loch für Euch gelassen und verweist Euch nicht, meines Hauses Schwelle nochmals zu betreten!“

Damit deutete die Zornende gebieterisch nach der Türe. Mit einer beschwichtigenden Gebärde wollte der junge Mann nochmals zu reden beginnen, da traten aber mehrere Bauernweiber in das Gewölbe, die frischgebundene Semmeln verlangten und die Frau Gudula wendete sich, urplötzlich ihre grimmiige Miene ändernd, mit freundlichen Worten an die Käuferinnen, ohne den abgewiesenen Freier noch eines Blickes zu würdigen.

Der warf noch einen traurigen Blick nach dem schönen Grettelein, das in stilles Weinen ausgebrochen war und schritt hinaus auf die Gasse. — Ihm war todestraurig zumute. Die Liebe zu der schönen Väterstochter erfüllte sein ganzes Denken und glaubte er sterben zu müssen, wenn er Grettelein, das ihm heimlich Treue gelobt hatte, nicht als sein Weib heimführen durfte. Konnte ja auch ein Hausstand gründen und ein Weib

ernähren, statemal er als Wundtun statier Rudolfs von diesem mit Gnadenbezeugungen überhäuft wurde und von dem Herrscher schon verschiedene Mal aufgefordert worden war, unter den Töchtern des Landes Umhau zu halten. Hatte das auch fleißig getan, seitdem er mit seinem Herrn nach dem letzten Kriegszuge im goldenen Mainz verweilt und war den holden Mägdelein zu Gefallen gegangen, aber keine hatte es vermocht, sein Herz höher schlagen zu machen, bis er in die blauen Augen der schönen Jungfer geschaut, als diese vom hohen Dome heimwärts schritt. Da war ein heißes Sehnen über ihn gekommen und heimlich war er der Schönen gefolgt, um zu erkunden, wer sie sei. Und täglich war er dann nach dem Bäderhause gegangen, unter dem Vorwand, Breden und Brezeln zu kaufen, hatte mit Grettelein, das die Kunden bediente, täglich freundliche Zwiesprache gepflogen, die bei jedem Wiedersehen einen wärmeren Grundton annahm, bis es dem losen Schelm Anwesenungen war, die Herzen der beiden blühenden Menschenkinder mit seinen Pfeilen zu durchbohren. Heute hatte er in aller Form bei der Mutter um die Hand seines lieben Mägdeleins freien wollen und jetzt sollte alles vorüber sein.

Zu Gedanken versunken schritt der junge Kriegsmann quer über den Markt, wo trotz der bitteren Kälte ein reges Leben herrschte. Er hatte Mühe, sich durch die dichtgedrängten Gruppen der feilschenden Käufer und Verkäufer zu drängen und wollte eben eine kleine zu seiner Herberge führende Seitengasse einschlagen, als ein kräftiger Schlag auf seine Schulter ihn aus seinem Sinnen riß. Sich umwendend, sah er sich einem hochgewachsenen Mann in Lederkoller mit mächtiger Adlernase gegenüber, der ihn lächelnd anredete:

„Heda, Gesell — wohin des Wegs? Schleichst ja so trübselig einher wie ein armer Sünner, dem das Totenglöcklein läutet! Solch Jammergeficht ziemt mit nichten einem solch schmuden Reittersmann!“

Erschreckt hatte sich der Angeredete tief verneigt und stammelte:

„Verzeiht mir, hoher Herr, daß ich den schuldigen Gruß Euch nicht entbot! Hab Euch im Gewühle der Menge gar nicht gewahrt!“

„Weil du gleich einem Maulwurf ganz blind einher tappst!“ lachte der andere, indem er mit seinen blauen Augen den Jüngling sehr scharf betrachtete.

„Was drückt dich, Wels? Bist sonst doch stets ein ganz lustiger und munterer Geselle, der Trübsal nur vom Hörensagen kennt! Laß mich's vernehmen und viel leicht vermag ich dir zu helfen!“

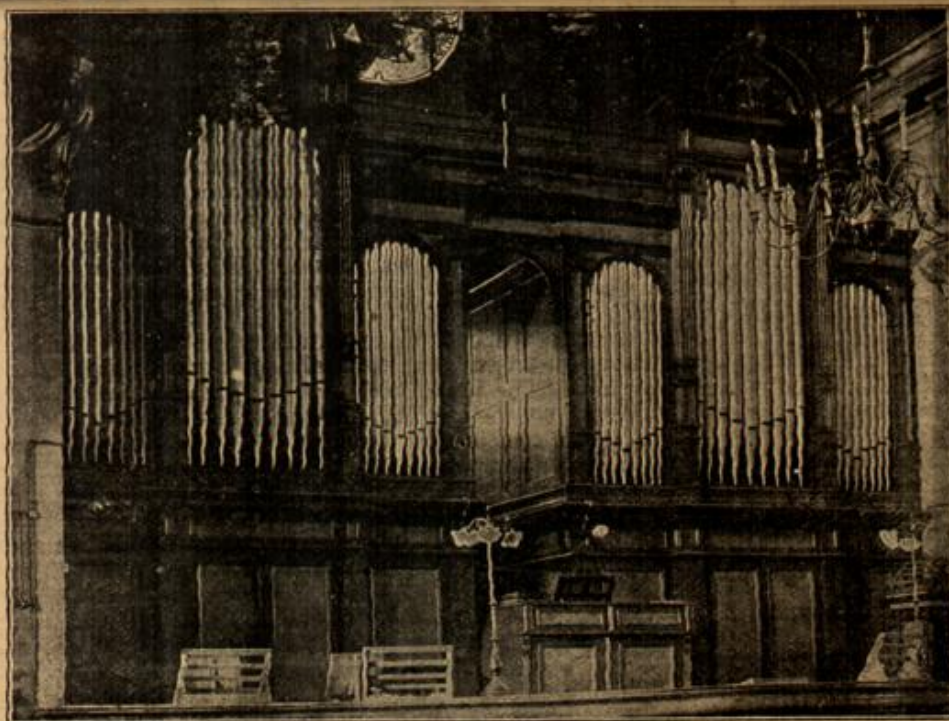
Es lag in dem Ton des Sprechenden etwas Befehlendes, vor dem jeder Widerspruch erstarb. Sich nochmals tief verneigend, folgte Wels dem hohen Manne in die kleine Gasse und begann stotternd von seiner Liebe zu der schönen Väterstochter und von der herben Abweisung zu erzählen, die er vor einer Viertelstunde



Der Tiroler Oberjäger Gaspar Wallnöfer.
(Mit Text.)



Geisttransport in den flandrischen Dünen.
Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.



Orgelerfab aus Papier. (Mit Text.)

erfahren hatte. Als er die letztere schilderte und die derben Worte der Baderswitwe wiederholte, lachte sein Zuhörer hell auf und sagte:

„Meiner Treu — das muß ein artig Schälgelein sein, deine fünf.ige Schwieger! Wird dir die Hölle heiß machen, lieber Wels! Die böse Sieben muß ich kennen lernen. In der Mannengießergasse wohnt sie und Knoderer nennt sie sich? Ist leicht ein Mähmchen von meinem liebwerten Freunde, dem Heinrich? Geh mit Gott, mein Sohn und laß den Mut nicht sinken! Will gern ein gutes Wörtlein für dich einlegen. Zum Mittagsmahl bist du mein Gast — dann kann ich dir vielleicht Gutes vermeiden!“

Und ganz freundlich dem jungen Kriegsknecht zuneigend, schlug der Mann im Lebertoller den Weg nach

Herrgott die Tasse abstiehlt — den Schlag dir nur ja aus dem Sinn! Kriegsvoll — Sündenpad! Wirft mir einst gewiß danken, daß ich dich vor deiner Torheit bewahrt habe!“

Frau Gudula würde wohl ihre Predigt noch fortgesetzt haben, wenn nicht die Türe der Backstube geöffnet worden und der Reitersmann eingetreten wäre. Bei seinem Anblick stutzte die Meisterin einen Augenblick, um dann ihre gewohnte kampfbereite Stellung einzunehmen und den Besucher anzufahren:

„Auch einer von der Sorte! Was begehret Ihr? Die Weder und Brezeln sind für heute verkauft; morgen gibt es frische — dann lehret wieder!“

„Verlaßt, Frau Meisterin, daß ich mich bei Euch wärme!“ sagte der Kriegsmann bescheiden. „Der rauhe Schneesturm und



Wirtl. Geh. Rat v. Reichenau. (Mit Text.)



Ein englischer Offizier in Kampfandrüfung. (Nach „The Graphic“.)

der Mannengießergasse ein.

Es hatte zu schneien begonnen und dicht wirbelten die von einem eisigen Winde getriebenen Floden nieder, als der hochgewachsene Reitersmann vor dem Baderhause anlangte. Das Verkaufsgewölbe, in das er trat,



Munitionslager und Munitionszug der Russen, die von deutschen Fliegern und Artillerie vernichtet wurden. An Stelle der mit Wasser gefüllten Sprengtrichter befanden sich vorher Munitionslager. — Phot. Rich. Spelling

Die Zerstörung Osnaburgs durch die Engländer. Seit längerer Zeit beschicken die Engländer mit weittragenden Geschützen die belgische Stadt Osnaburg. Ohne auf die friedliche Bevölkerung der Stadt Rücksicht zu nehmen, schleudern sie die schweren Granaten bei Tag und Nacht, und neben den Ruinen, die als stumme Zeugen des Unglücks, das die Stadt betroffen, zum Himmel ragen, liegen viel Leichen von Einwohnern, die im sicheren Vertrauen darauf, daß England das schönste Bad der Welt achten werde, nicht daran gedacht haben, sich vor ihren Bundesgenossen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Unser Bild zeigt, daß dem englischen Feuer im Verein mit den Fliegerbomben ganze Häuserblöcke zum Opfer gefallen sind.

Der Tiroler Oberjäger Gaspar Wallnöfer, der mit 79 Jahren als Kriegsfreiwilliger sich zur Front meldete, kämpft nun zum drittenmal gegen Italien. Als zehnjähriger Knabe zog er 1848 mit der Euse gegen

Orgelersatz aus Papier. Der deutsche Erfindungsreichtum hat nun auch zur Herstellung von Orgelassaden aus Papier geführt. Die erste Papierorgel befindet sich in der Pfarrkirche zu Schirzwalde, deren bronzene Orgelassade zum Einschmelzen abgeliefert wurde. Es ist einem geschickten Handwerker gelungen, eine genaue Nachbildung der Orgel aus Papier herzustellen. Nachdem die Papierseifen einen Anstrich mit Aluminiumtonze erhalten haben, gleichen sie ganz der früheren Orgel, so daß die Gemeindeglieder das altgewohnte Orgelbild nicht entbehren müssen.

Herrl. Geheimrat v. Reichenau, Vorsitzender des Vereins für das Deutschtum im Ausland; seine diplomatische Laufbahn begann am Vatikan, im Haag, in Bukarest, Washington, dann wurde er Generalkonsul in Sofia, hierauf wirkte er in diplomatischer Mission in Chile, Brasilien, 1910 wurde er Gesandter in Serbien und 1911 in Schweden. Während des Krieges war er kurze Zeit als Zivilgouverneur bei der Bugarmee tätig. Er hat sich bereits während seiner diplomatischen Laufbahn um die Stärkung des Deutschtums im Ausland große Verdienste erworben.



Gemütl.

Junger Untersuchungsrichter (zum rüchlichen Dieb): „Bekennen Sie sich Schuldig — es hilft Ihnen doch nichts, Sie sind überführt!“
Angeklagter: „Hä! ma ein, dös ich's so 'n jungen Herrn so leicht mach! Geben's Ihma nur a wenger Mü! — der alte Herr Landrichter hat erst zwei bis drei Stund' braucht, bis i amai ja g'sagt hab!“

verwieser und nach der Eroberung von Stockholm 1523 zum Könige von Schweden machten. Als 1531 Christian sein Reich zurückerobern wollte, denn auch aus Dänemark hatte man ihn verjagt, da unterlag er und geriet in Gefangenschaft. Erst achtunddreißig Jahre später erlöste ihn der Tod daraus. Gustav Wasa aber, dem der unerwartet eintretende Nordwind ein so überaus günstiges Vorzeichen gewesen war, regierte selbst bis 1560 und sein Geschlecht, unter dem Schweden sich zur nordischen Großmacht entwickelte, bis 1654, in welchem Jahre Gustav Adolfs unvermählt gebliebene Tochter Christine freiwillig die Regierung niederlegte. C. D.

Gemeinnütziges

Zur Verbreitung der Kollernie trägt das Verbleiben der Kollernie auf dem Lande bei. Man muß sie herausziehen und verbrennen, die Ache kommt auf den Komposthaufen oder wird auf Land gestreut.

Beim Steinobst soll der Rückschnitt gleich beim Pflanzen erfolgen, da sonst die unteren Äste schlafen und die unteren Partien kahl bleiben. Die Triebe werden kürzer als bei Kernobstbäumen geschnitten, etwa die Hälfte der Länge.

Im Herbst gefäße Wurzelgemüse keimen im Frühjahr eher und reicher. Man säe noch Karotten, Schwarzwurzeln, Möhren, Korbtabaken. Milianant ist der breitwürfigen vorzuziehen.

Für Spargel ist im Spätherbst eine Düngung mit Thomasmehl und Kainit sehr zu empfehlen, auf den Quadratmeter zirka 120 Gramm.

Junge Begonien- und Gloxinien-Innolen überwintern sehr schwer, sie schrumpfen ein. Zur Vorsicht sollte man sie, anstatt trocken, in Schalen mit sandiger Erde legen. Mäßig warm gestellt, überwintern sie gut.

Blasse Dotter entstehen in den Eiern, wenn es den Hühnern an Grünfütter und fett- und althaltigen Stoffen im Futter fehlt. Im Winter sind deshalb die Eier fast stets etwas blasser als im Sommer gelegte Eier. Sehr schön gelb gefärbte Dotter lassen sich auch im Winter erzielen, wenn man den Hühnern im Schatten getrocknetes Kleehheu und Mais füttert.

Sehe vorsichtig mit Spiritus an. Auf jeder mit Spiritus gefüllten Flasche befindet sich folgender Zettel aufgeklebt: „Warnung! Das Nachfüllen von Spiritus auf die Lampen, Kocher usw. bei brennender Flamme ist wegen der damit verbundenen Gefahr unbedingt zu unterlassen.“ — Möchte doch jede Hausfrau diese Warnung nicht nur lesen, sondern auch danach handeln. Unglück und Elend aller Art würde dadurch vermieden werden. Genug Menschenleben sind schon vernichtet worden, wenn man glaubte, bei brennender Flamme Spiritus nachfüllen zu können. Man braucht nur die Tageszeitungen zu lesen. Immer wieder werden Fälle gemeldet, daß auf die angegebene unvorsichtige Weise Menschen lebendigen Leibes verbrannt sind. Das gedankenlose Hantieren mit derartig leicht entzündbaren Substanzen trägt allein die Schuld. Der Mensch soll den Gedanken HEYDEKRUG arbeiten, seine Pflicht tun und mit allen Dingen, die eine Gefahr heraufbeschwören können, vorsichtig umgehen. Manches Menschenleben wird erhalten bleiben, wenn der Warnungszettel auf den Spiritusflaschen als ein wirklicher Warnungsruf beachtet wird. A. M.

Auslösung.

NIL
HENNE
TONDERN
HEYDEKRUG
EISENBAHN
HARBURG
TAFE
ÖRE
G

Rätsel.

Ich seh' mir Kopf und Füße an, und strebe immer himmelan. —
Gugenberg.

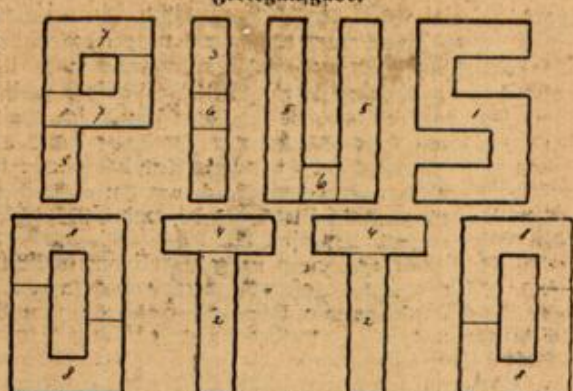
Anagramm.

Ich grüne auf dem Feld, im Lenz, nach alter Weise. Ein Zeichen eingestellt. —
Dann bleibst du mich als Zeile.

Homonym.

Wir sind Blumen, die bekannt, tun das, was wir sind genannt. Und in andern Sinn darauf haben wir viel Pa-

Zerlegungsaufgabe.



Aus den Teilen der zwei männlichen Vornamen Pinus und Otto in Julius Fald. der Name eines deutschen Dichters zu bilden. Hans v. d. M.

Allerlei

Ähnlichkeit. Postbeamter: „Wie Sie dieses Post Ihrem Bräutigam am besten zuschicken? Machen Sie eine Rolle!“ — Dienstmädchen: „Ach nein, die Enttäuschung wäre zu groß, dann meint er, es wäre 'ne Wurst!“

Hochzeitsspenden im 15. Jahrhundert. Um Übertreibungen mit Hochzeitsgeschenken zu steuern, erließ die württembergische Regierung ums Jahr 1400 folgende Verordnung: „Wer Hochzeit halten will, mag gast laden, so viel er will, doch daß keine mehr schenkt, weder heimlich noch öffentlich, an gelt oder geldeswerth als: Ein par ehgemacht (Ehepaar) 7 Schilling, ein Witwer 4 Schilling, eine Witwe 3 Schilling, ein Knecht 2 Schilling, eine Tochter 9 Heller. Alles bei Pön 10 Gulden. Doch werden die 3 ortes ausgenommen Vatter und Mutter, Schwager und Schwägerin und deren geschwister, die mögen schenken, was sie wollen. Dem Thurnmann (Türmer), so er die Braut anläßt, gibt man sein gewohnheit, wie von alter her. Sonst ist man nicht schuldig, weder dem nachrichter, den gemeinen Bräuten, dem Todtengräber noch dem Väter.“

Ein König von Nordwinden Gnaden. Nachdem im Jahre 1520 der dänische und norwegische König Christian II., der Böse, auch Schweden an sich gerissen und, um sich seiner Gegner auf einen Schlag zu entledigen, vom 8.—10. November desselben Jahres das Stockholmer Blutbad angeordnet hatte, gab der schwedische Edelmann Gustav Wasa sich alle erdenkliche Mühe, seine Landsleute zur Auflehnung gegen die grausame Herrschaft des Tyrannen aufzustacheln. Lange erzielte er bei dem schwerfälligen Geschlecht nichts damit. In Stumpfheit trugen die Leute ihr Joch weiter. Als er bei einer solchen geheimen Versammlung all seine Redesanfert erschöpft hatte und fast schon am Erfolg verzweifeln wollte, da erhob inmitten der gleichgültig und schweigend herumsitzenden Männer plötzlich ein alter Bauer seine Stimme. „Ein Nordwind tritt ein“, rief er, „und ein Nordwind ist immer ein glückliches Vorzeichen. Laßt uns ihm folgen, denn Gott bekennt sich zu Wasas Vorhaben!“ Diese ländlich schlichten Worte aus dem Munde von ihresgleichen wirkten wie ein Zauber auf die so lange unbewegten Daigenden. Der Mann ihrer trugen Unentschlossenheit war gebrochen. Die Männer sprangen auf und erklärten ihre Zustimmung. „Sei du unser Anführer“, baten sie und als Wasa sich dazu bereitfinden ließ, stampfte alles nach Hause und bereitete die große Kunde aus. Binnen wenigen Tagen hatten sie ein Heer zusammengebracht und ausgerüstet, das sich stark und mutig genug fühlte, den Kampf mit Christians kriegsgewohnten Truppen aufzunehmen. Die Schlacht, die Gustav Wasa ihnen mit seinen Tapferen lieferte, war so entschieden siegreich, daß diese ihn sogleich zum Reichs-